

Dieter Sauer

Arbeitswelt im Übergang - eine Zustandsbeschreibung

„Was macht die Arbeitsgesellschaft, wenn ihr die Arbeit ausgeht“

Vortrag bei der Münchner Volkshochschule am 31. Oktober 2006 im Gasteig

Vorbemerkung

Bevor ich mich auf die von mir erwartete Zustandsbeschreibung der gegenwärtigen Arbeitsgesellschaft einlasse, will ich kurz eine Anmerkung zu der grundlegenden These von Hannah Arendt machen, die dieser Veranstaltung zugrunde liegt. Die These „von der Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht“ wird heute oft sehr schnell auf unsere aktuelle Situation projiziert: auf eine Gesellschaft mit einer inzwischen lang andauernden Massenarbeitslosigkeit und der höchsten seit Arbeitslosigkeit überhaupt statistisch erfasst wird.

Nach diesem Verständnis hat die Prognose von Hannah Arendt fast fünfzig Jahre später **mehr Aktualität hat denn je** und auch ihr Nachsatz „was könnte verhängnisvoller sein“ scheint sich zu bewahrheiten. Zu einem historischen Zeitpunkt, an dem, auch ohne vollständige Automatisierung der Produktion, es in den Industrieländern realistisch erscheint, bei steigender Bedarfsdeckung immer weniger Zeit mit Erwerbsarbeit verbringen zu müssen, wird die partielle Befreiung von Erwerbsarbeit vor allem für die Freigesetzten zu einem tragischem Problem. Und die, die noch Arbeit haben werden mit der paradoxen Anforderung konfrontiert, statt weniger mehr zu arbeiten – und zwar länger und intensiver. Soweit hatte Hannah Arendt also durchaus Recht behalten.

Wer das Buch kennt, in dem Hannah Arendt diese These formuliert, weiß jedoch, dass Hannah Arendt diese sehr viel grundsätzlicher und auch in einem anderen Sinn gemeint hat. Für Hannah Arendt hat sich mit der historischen Durchsetzung einer Arbeitsgesellschaft und ihrem Pendant der Konsumgesellschaft die niedrigste der drei Tätigkeitsarten durchgesetzt. Wenn so einer Gesellschaft dann die Arbeit ausgeht, dann wissen die freigesetzten Individuen nichts mehr mit sich anzufangen, da sie die höheren, die sinnvollen Tätigkeiten nur noch vom Hörensagen kennen. Mit der Freisetzung hatte

Hannah Arendt wohl auch weniger konkrete Arbeitslosigkeit als vielmehr die generelle Einsparung von Arbeit durch technischen Fortschritt im Auge.

Der arbeitende Mensch, das „animal laborans“ ist ein niedriges Wesen, der an das falsche Glück im Konsum glaubt, und ohne Arbeit in einer „sterilen Passivität“ enden wird. Sehr verkürzt ist das ihre **kulturkritische Version von einem gefährlichen Ende der Arbeitsgesellschaft**, die in den 50er Jahren natürlich auch von dem damaligen Zeitgeist und seiner bedrohlichen Vision einer heraufziehenden Massengesellschaft beeinflusst war. Das Bild von Arbeit, das Hannah Arendt im Blick hatte, war die rigide arbeitsteilige und stumpfsinnige Massenarbeit. Der entsprach ein ebenso öder und schnelllebiger Massenkonsum. Auch hier wird deutlich, wie stark Hannah Arendt von den Vorstellungen ihrer Zeit bestimmt war. Da ich schon etwas älter bin, sind mir die damaligen Debatten um einen quasi naturwüchsigen technischen Fortschritt noch gut in Erinnerung: auf der einen Seite sollte er immer neue Gegenstände des Massenkonsums hervorbringen, und auf der anderen in Form einer immer weitergehende Automatisierung von Arbeitsprozessen zur menschenleeren Fabrik führen. Die Auseinandersetzung mit dem sogenannten „Technikdeterminismus“ beherrschte noch bis in die 80er Jahre hinein die Debatte in meinem engeren Fachgebiet der Arbeits- und Industriesoziologie.

Nun kann man darüber streiten, wie weit diese Analyse Hannah noch einen sinnvollen Zugang zur Erklärung der heutigen Entwicklung, vor allem des qualitativen Wandel der Arbeitsgesellschaft leisten kann. Meine Skepsis durfte deutlich geworden sein, aber wir werden darauf ja noch zurückkommen.

1. Vom Ende zur Zukunft der Arbeitsgesellschaft?

Ich will jetzt erst einmal einen Blick auf die arbeits- und industriesoziologische Debatte werfen, in der die These von der Krise oder dem Ende der Arbeitsgesellschaft immer wieder Konjunktur hatte.

So hat sich 1982 ein ganzer Soziologentag mit der „Krise der Arbeitsgesellschaft?“ befasst. Damals ging es:

- zum einen um die Folgevisionen des Einsatzes von Informations- und Kommunikationstechnologien, vor allem im Hinblick auf

Arbeitszeit und Beschäftigung. Man hatte sich damals noch nicht an eine konstante hohe Arbeitslosenrate gewöhnt, die Arbeitszeitverkürzung erreichte Mitte der 80er Jahre mit der 35-Stunden-Woche ihren Höhepunkt und man dachte damals, das dies so weiter gehen würde.

- zum anderen ging um die Durchsetzung von Wertewandel? Um so genannte „post-materielle Werte“.
- Und schließlich ging es um eine neue Freizeitkultur, die zunehmende Bedeutung von Freizeit und Vergnügen, die dann zur Formulierung einer Erlebnis- oder Spaßgesellschaft geführt hat.

Die Bamberger **Thesen vom Ende der Arbeitsgesellschaft** haben sich bekanntlich nicht lange gehalten. Aber es gab auch einige Neuauflagen der Bamberger Thesen, vor allem auf dem Hintergrund der sich verändernden globalen weltwirtschaftlichen Situation: So z.B. die viel beachtete Aussage von Jeremy Rifkin oder auch von Ulrich Beck, dass „der Kapitalismus auf Dauer die Arbeit abschaffen wird“. Von ihnen und auch anderen Soziologen gibt es auf diesem Hintergrund eine Reihe von Vorschlägen, die Engführung auf „Erwerbsarbeit“ aufzugeben und den Blick auf andere Formen von Arbeitstätigkeiten zu erweitern: Auf Eigenarbeit, gesellschaftliche Arbeit oder Bürgerarbeit, wie sie Beck vorgeschlagen hat.

Anders als bei Hannah Arendt ging es in diesen Debatten jedoch weniger um die inneren Widersprüche einer entwickelten Arbeitsgesellschaft als vielmehr um die **abnehmende Bedeutung von Erwerbsarbeit**, also um den Versuch, Gründe anzuführen, warum Arbeit und insbesondere Erwerbsarbeit nicht mehr das entscheidende Merkmal ist, das unsere Gesellschaft charakterisiert.

Damals wie heute hat die Gegenthese „Kein Ende der Arbeitsgesellschaft“ aus meiner Sicht immer noch die besseren Argumente und die empirische Evidenz auf ihrer Seite.

So wird im ersten Band der Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung Deutschlands mit dem Titel „Arbeits- und Lebensweisen“, an dem auch das ISF München, das Institut in dem ich arbeite, beteiligt war, folgendes festgestellt: *„Deutschland bleibt eine Arbeitsgesellschaft. Erwerbsbeteiligung ist für die große Mehrheit der Bevölkerung die Aktivität, die ihre Lebensweise bestimmt und über ihre soziale Sicherung entscheidet. Daran haben bislang weder demografische Trends noch veränderte Lebensweisen, noch*

gesamtwirtschaftliche Unterbeschäftigung etwas Grundlegendes geändert....Die Zahl der Erwerbspersonen hat in Westdeutschland langfristig absolut wie relativ als Erwerbsquote zugenommen, während die der Nichterwerbspersonen leicht abnahm. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts liegen die Erwerbsquoten für Männer bei gut 80 %, für Frauen im Westen bei ca. 64 %, im Osten bei 73 %. Der Erwerbswunsch liegt noch deutlich höher: Berücksichtigt man die zusätzliche stille Reserve, so haben nur 10 % der Männer und nur 18 % der Westdeutschen bzw. 15 % der Ostdeutschen Frauen keine Erwerbsorientierung. Gewinnt der Arbeitsmarkt als zentrale gesellschaftliche Teilhabeinstanz auf der Angebotsseite mithin noch eher an Bedeutung, steht dem jedoch eine schwächere Nachfrage gegenüber. Die realisierte Erwerbsbeteiligung gemessen an den erwerbstätigen Quoten oder am Volumen bezahlter Erwerbsarbeitsstunden ist insgesamt rückläufig und differenziert sich sozial aus.“

Das was da am Schluß – eher harmlos - als schwächere Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt beschrieben wird, ist nichts anderes als die schon lang andauernde Massenarbeitslosigkeit. Mit ihr wächst auch kognitiv die Bedeutung von Erwerbsarbeit gerade dann, wenn das Erwerbsarbeitsvolumen knapper wird. Viele fühlen sich einer zentralen gesellschaftlichen Identifikationsform beraubt und damit sozialer Anerkennung und sozialer Netzwerke, sie fühlen sich ausgeschlossen stigmatisiert und diskriminiert. Diese Verinnerlichung einer gesellschaftlichen Orientierung an Erwerbsarbeit zeigt sich auch in Studien, die nachweisen, dass Arbeitslosigkeit tatsächlich krank macht: Die Zahl ernsthafter Erkrankungen liegt bei arbeitslosen Männer um 63% und bei arbeitslosen Frauen um 37% über der von Berufstätigen. Langzeitarbeitslose haben eine 3,4 fach höheres Sterblichkeitsrisiko und leiden häufig gleichzeitig unter einer ganzen Reihe verschiedener Erkrankungen.¹

Von einem Ende der Arbeitsgesellschaft im Sinne einer abnehmenden Bedeutung von Erwerbsarbeit kann also gegenwärtig nicht die Rede sein. Die gegenwärtig vorherrschende Parole „Hauptsache Arbeit“ indiziert aber eine massive **Krise dieser Arbeitsgesellschaft**. Was ist das für eine Krise?

¹ Gesundheitsreport der TK (www.tk-online.de)

2. Die Auflösung der fordistischen Arbeitsgesellschaft

Spätestens seit Mitte der 70er Jahre lässt sich - trotz allen konjunkturellen Auf und Ab's und trotz aller Unterschiede - ein Ansteigen der Arbeitslosenraten in den wichtigen westlichen Industrieländern – insbesondere in Europa – beobachten. Die Rede ist von einem säkularen Trend. Die Mitte der 70er Jahre wird deswegen rückblickend auch als Wendepunkt genommen, an dem in Zeitdiagnosen von einem **„Umbruch in der sozio-ökonomischen Entwicklung die Rede ist“**. Das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts beschreibt Eric Hobsbawm als »Erdrutsch«, der bis heute nicht zum Stoppen gekommen ist. Seitdem ist von einer „Krise des fordistischen Produktions- und Sozialmodells“ die Rede, von einem bevorstehenden Ende jener institutionellen Arrangements, die bis heute unsere Gesellschaft prägen. Dabei handelte es sich in Deutschland und Europa um einen robusten Zusammenhang von industrieller Massenproduktion und Massenkonsum, sozial geschützten Normalarbeitsverhältnissen für Männer, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der Normalfamilie, niedrigen Frauenerwerbsquote, kompromissorientierten Arbeitsbeziehungen sowie eines ausgebauten Wohlfahrtsstaates. Historisch konkretisiert werden kann der Fordismus an der Nachkriegsentwicklung in Deutschland, für die das Label der sozialen Marktwirtschaft oder des „Modells Deutschland“ steht. Dieses „Goldene Zeitalter“ gerät in Deutschland und vielen anderen entwickelten kapitalistischen Staaten Mitte der 70er-Jahre in die Krise. Offensichtlich wird dieser gesellschaftliche Umbruch jedoch nicht durch das „Ende der (Erwerbs-)Arbeitsgesellschaft“ markiert, sondern **es ist gerade die Entwicklung von Arbeit selbst, in der sich die Umbrüche manifestieren**. Im Kern geht es um die Auflösung der sog. tayloristischen oder fordistischen Organisation von Arbeit (zentralistische Planung, Hierarchie, starre Arbeitsteilung, Leistungslohn, restriktive Arbeit symbolisiert in der Fließbandarbeit, die ja auch Hannah Arendt vor Augen hatte u.ä.). So richtig deutlich geworden ist dieser Umbruch jedoch erst in den **90er Jahren**. Der empirische Tatbestand radikaler Veränderungen in der Entwicklung von Arbeit – sei es in den Beschäftigungsverhältnissen, der Arbeitsorganisation, der Arbeitszeit, der Qualifikationsanforderungen, der Lohn- und Leistungsbedingungen u.ä. – wird heute nicht mehr bestritten. Damit hat die

Entwicklung von Arbeit eine deutlich andere Richtung genommen als Hannah Arendt sich das damals vorgestellt hatte.

Wenn man will, kann man diesen radikalen Umbruch – der noch nicht zu Ende ist – als „Auflösung der fordistischen Arbeitsgesellschaft“ bezeichnen, der jedoch nicht das Ende der Arbeitsgesellschaft einläutet, sondern der vielmehr in der Entwicklung von Arbeit selbst, in den weit reichenden Prozessen ihrer Veränderung, seinen Ausdruck findet. Was sind nun die entscheidenden Merkmale dieses Umbruchs?

3. Vermarktlichung, Indirekte Steuerung, Subjektivierung

Zentrales übergreifendes Merkmal des Umbruchs ist die Durchsetzung einer **marktzentrierten Produktionsweise**. Die Ausrichtung der unternehmensinternen Prozesse auf die Absatzmärkte, die Kunden, die Spezifika des Produkts und den Preis setzte sich bereits in den 1980er Jahren durch. Die Ausrichtung auf die Finanzmärkte auf die Erwartungen der Investoren, ihre Renditemargen und den Kurswert auf den Aktienmärkten vollzieht sich seit Mitte der 1990er Jahre. Das produktive Kapital wird zum Anlageobjekt des zinstragenden oder spekulativen Kapitals. Das ist was seit Zeit mit der „Heuschreckenmetapher skandalisiert wird.

Mit dieser Vermarktlichung wird in den Unternehmen ein neuer Steuerungsmodus implementiert, der als **Indirekte Steuerung** bezeichnet werden kann. Das Neue an diesen Steuerungsformen besteht darin, dass sich das Management darauf »beschränkt«, den weiteren Rahmen festzulegen und Ziele vorzugeben. Die konkrete Bearbeitung wird weitgehend dezentralen Einheiten und in letzter Konsequenz den Beschäftigten selbst überlassen. „Macht was ihr wollt, aber seid profitabel“ so lautet die Parole.

Das Komplement zum neuen Steuerungsmodus ist deswegen die **Selbstorganisation** dezentraler Einheiten und individueller Arbeit. Dies wiederum setzt Veränderungen der Arbeitsorganisation und der betrieblichen Personal- und Leistungs politik voraus: den Abbau von Hierarchiestufen, die Übertragung von Gestaltungs- und Entscheidungsfreiheiten auf Gruppen oder Individuen (also Projektarbeit und Gruppenarbeit), die organisatorische Flexibilisierung des Arbeitseinsatzes (flexible Beschäftigung, neue Arbeitszeitmodelle, räumliche Flexibilisierung etc.) und eine ergebnisorientierte

Leistungs- und Entgeltpolitik (z.B. mit Hilfe von Zielvereinbarungen). In den neuen indirekten Steuerungsformen von Arbeit wird die individuelle Arbeitskraft unmittelbar mit der wachsenden Dynamik von Markt- und Kundenanforderungen konfrontiert. Die Unternehmen können die mit den neuen Managementmethoden angestrebten Produktivitätsfortschritte und Profitsteigerungen nur dadurch erreichen, dass sie klassische Forderungen nach mehr Arbeitsnehmerselbstständigkeit tatsächlich erfüllen müssen.

Die **These der Subjektivierung von Arbeit** reflektiert diesen widersprüchlichen Prozess: sie besagt zum einen, dass subjektive Potenziale und Ressourcen in erweiterter Weise vom Betrieb gefordert und vereinnahmt werden. Andererseits verweist sie aber auch auf die Ansprüche der Individuen nach mehr Entwicklungschancen, mehr Partizipationsmöglichkeiten, mehr Erlebnisqualität auch und gerade in der Arbeitswelt. Entfaltung und Gefährdung, erweiterte Selbstbestimmung und internalisierte Selbst-Beherrschung liegen nah beieinander, sind die untrennbar aufeinander bezogenen zwei Seiten der gegenwärtigen Restrukturierung. Arbeit dringt stärker in das Leben ein und das Leben in die Arbeit. Die Grenzen zwischen betrieblich organisierter Erwerbsarbeit und privatem, heim- und familienbasiertem Leben werden unscharf. **Vermarktlung und Individualisierung** finden heute offensichtlich nicht mehr in getrennten Sphären statt, sondern beide in der Arbeits- und Lebenswelt.

Was heißt das für die Entwicklung von Arbeit insgesamt? Welche Spuren hinterlässt dieser Umbruch auf der Landkarte der Arbeit?

4. Arbeit im Übergang: Zwiespältige Landkarte der Arbeit

Die gesellschaftliche Organisation von Arbeit ist von zwei wesentlichen Veränderungstendenzen gekennzeichnet: Entsicherung und Flexibilisierung auf der einen, Selbstorganisation und Subjektivierung von Arbeit auf der anderen Seite.

Die Entsicherung ist als Bruch mit der fordistischen betrieblichen und sozialstaatlichen Regulierung zu charakterisieren. Mit der Zunahme ungesicherter Beschäftigungsverhältnisse und einer zeitlichen und räumlichen Flexibilisierung von Arbeit werden Marktrisiken wieder stärker auf die Beschäftigten abgewälzt.

Subjektivierung verweist dagegen auf einen Bruch mit tayloristischen Rationalisierungsprinzipien: An die Stelle von Fremdorganisation, direkter Kontrolle durch Vorgesetzte, Standardisierung und Arbeitsteilung tritt die Selbstorganisation, die indirekte Steuerung, die Re-Integration von planenden und ausführenden Tätigkeiten. Hier wird nun wieder verstärkt Arbeitskraft nicht nur als Objekt, sondern gerade als Subjekt adressiert.

Wir haben es jedoch nicht nur mit einer weitergehenden Ausdifferenzierung der Arbeitslandschaft im Sinne einer wachsenden Pluralisierung zu tun. Die differenzierte Arbeitslandschaft hat gewissermaßen auch »Pole«, Ränder, an denen sich **neue Ungleichheiten und Spaltungstendenzen** erkennen lassen.

Flexible Erwerbsformen reichen von den modernen Tagelöhnern über die neuen Selbstständigen bis zu erfolgreichen Gründern neuer Unternehmen. Die Spaltungslinien in den Belegschaften sind zum Teil die alten, aber sie werden tiefer und instabiler. Flexibilisierung der Beschäftigung beschränkt sich nicht mehr auf so genannte Randbelegschaften. Es erreicht auch die ehemaligen Kernfunktionen eines Unternehmens und damit auch die Qualifizierten und Hochqualifizierten. Die traditionellen Sicherheiten der Mittelschichten (vom Produktionsfacharbeiter und qualifizierten Angestellten bis zu Hochschulabgängern) lösen sich auf.

Flexibilisierung der Arbeitszeit führt nicht nur zu einer Vielzahl der Arbeitszeitmuster, sondern auch zu einer eindeutigen Polarisierung: Eine wachsende Gruppe arbeitet immer länger, eine ebenso wachsende immer kürzer. Eine andere Gruppe, die zwischen 30 und 40 Stunden arbeitet, schrumpft. Damit haben wir es mit einer eindeutigen Polarisierung zu tun, und zwar vor allem entlang Geschlecht und Qualifikationsniveau.

Der Gruppe der Beschäftigten in **selbstorganisierten Arbeitsformen** mit wachsender Verantwortung und größeren Entwicklungsperspektiven stehen Beschäftigte gegenüber, die weiterhin oder auch zunehmend in restriktive Arbeitsvollzüge eingebunden sind.

Insbesondere von Jüngeren wird die **Verschränkung von Arbeit und Leben** als Privileg gesehen: Subjektive Ansprüche und Bedürfnisse werden hier in der Arbeit stärker ausgelebt, und die Gruppe der Beschäftigten, die dieses Privileg nutzt wird größer. Das Privileg ist jedoch zugleich ein Problem: Der Preis fürs Ausleben hoher intrinsischer und arbeitsinhaltlicher Motivation besteht im Opfer

von Lebenszeit und Lebensqualität. D.h. arbeitsweltliche Qualität wird durch den Verlust lebensweltlicher Qualität erkaufte.

Charakteristisch scheint ein Nebeneinander von Menschen ohne Arbeit, die an den gesellschaftlichen Rand gedrängt sind, und Menschen, die „ohne Ende arbeiten“ und deren Gesundheit dabei Schaden nimmt. Ebenso charakterisierend ist das zunehmende Nebeneinander von prekären Beschäftigungsverhältnissen und weitgehend selbstverantwortlichem Arbeiten mit hohen individuellen Freiheiten.

Bei allen Unterschieden gibt es auch neue Gemeinsamkeiten, die quer zu der vorgestellten Differenzierung liegen:

- Zum einen ist dies ein wachsender Zeit- und Leistungsdruck, der gegenwärtig in allen Beschäftigten- und Betriebsrätebefragungen an erster Stelle steht.
- Zum anderen wird das Verhältnis von Arbeits- und Privatleben von immer breiteren Beschäftigtengruppen als problematisch erlebt.
- Schließlich verschärft sich die objektive Unsicherheit und subjektive Verunsicherung nicht nur bei prekärer Beschäftigung, sondern auch breitflächig in der »Normalbeschäftigung«.

Diese drei Gemeinsamkeiten kommen z.B. in der Dominanz psychischer Belastungen zum Ausdruck: Psychische Erkrankungen, wie Depressionen oder Angststörungen, sind inzwischen der vierthäufigste Grund für die Krankschreibungen, seit dem Jahre 1997 haben sie um 70 Prozent zugenommen – Tendenz steigend. Verabschiedeten sich 1993 noch 18 Prozent aller Frührentner wegen psychischer Probleme in den Ruhestand, sind es heute schon ein Drittel. Aber auch die Jungen sind keineswegs soviel gesünder und leistungsstärker als die Älteren: Die Ausfälle wegen psychischer Erkrankungen haben sich unter den Berufstätigen zwischen 15 und 35 – Frauen wie Männer – seit 1997 verdoppelt. Experten nennen die Angst um den Arbeitsplatz, die massiv zunehmende Arbeitsbelastung, den Verlust der Mitarbeitersolidarität sowie die Angst, unter steigendem Leistungsdruck zu versagen, als wichtigste arbeitsbedingte Faktoren für die psychisch bedingten Ausfälle.

Der gegenwärtige Zustand der Arbeitsgesellschaft weist also durchaus bedrohliche und besorgniserregende Züge auf. Und dieser Zustand hat auch

etwas mit Hannah Arendts Diagnose zu tun: Langfristig wird immer weniger Arbeit notwendig, und der Kapitalismus kommt damit nicht zurecht, weil er in seine Prinzipien auf ständiges Wachstum und auf einzelwirtschaftliche Rentabilität ausgerichtet sind. Das schafft die paradoxe Situation, dass einerseits „überflüssige Menschen ohne Arbeit“ auf der Straße stehen und andererseits immer länger und intensiver gearbeitet wird.

Diametral gegen Hannah Arendts Diagnose hat sich jedoch die qualitative Seite der Arbeitsgesellschaft entwickelt: die Entfaltung des Individuums, die höheren Formen der Tätigkeit des Menschen, finden sich nur nicht jenseits der Arbeit, sondern zunehmend in der Arbeit selbst. Die strenge Scheidung zwischen der privaten lebensweltlichen Sphäre und der Sphäre der Arbeit wird aufgehoben, weil die Unternehmen zunehmend die subjektiven Potentiale und Eigenschaften der Menschen brauchen, um in der Konkurrenz einer globalen Ökonomie zu überleben.